

Dieses Dokument bietet einen unveränderten Textauszug aus:

Handbuch Interkulturelle Seelsorge

herausgegeben von

**Karl Federschmidt, Eberhard Hauschildt,
Christoph Schneider-Harpprecht, Klaus Temme
und Helmut Weiß**

Neukirchen-Vluyn: Neukirchener Verlag, 2002

Das copyright für diese elektronische Ausgabe liegt bei den Herausgebern.

Bis auf weiteres darf der Text, unverändert und mit Nennung von Autor und Quelle, für nichtkommerzielle und wissenschaftliche Zwecke verwendet werden.

Gefängnis

Anderssein entdecken. Kulturelle Kontroversen im Knast

Stephan Pohl-Patalong

„Was der denkt, interessiert mich nicht. Der spinnt.“ Häufig stoße ich auf diesen und ähnliche Gedanken. Gerade hier in dem unfreiwilligen Zusammenleben so vieler verschiedener Menschen auf engstem Raum werden die Fragen überragend wichtig: „Wer gehört zu mir?“ „Wer denkt wie ich?“ „Wem kann ich trauen?“ „Wer ist auf meiner Seite?“ Wer anders denkt als man selber, wird schnell beiseite geschoben und notfalls auch tyrannisiert, bis man ihn „zu Recht“ für verrückt erklären kann. Auf diese Weise retten viele Insassen ihr Weltbild über die Zeit des Gefängnisses und die Konfrontation mit so vielen anderen Lebensentwürfen, Kulturen, Religionen, Erlebnis- und Denkweisen hinweg. Alles andere erscheint ihnen anstrengend und gefährlich.

Im Gefängnis begegnen wir den gleichen Menschen und damit dem gleichen Verhalten wie im sonstigen Leben auch. Viele gesellschaftliche Strukturen werden aber deutlicher und schärfer wahrnehmbar. Gerade weil die Menschen auf so engem Raum unter Zwang zusammen leben müssen und unter besonderem Druck stehen, zeigt sich besonders scharf, mit welchen Mitteln wir in unserer Gesellschaft gewohnt sind, Krisen des engen Zusammenlebens zu meistern. Dazu gehört vor allem das Zusammenleben von Menschen, die teils völlig verschieden sind und ihre eigene Geschichte und Kultur mitbringen – einen geprägten Hintergrund, der sie in ihrem Lebensentwurf leitet.

Da sind zum einen die Menschen, die sich als Ausländer empfinden, nur kurzzeitig in Deutschland waren (oft nur zur Begehung der Straftaten) und ganz in ihrer ursprünglichen heimatlichen Kultur verwurzelt sind. Dann gibt es die Menschen, die schon von Kindheit an in Deutschland gelebt haben. Sie wachsen in einer sehr gemischten Kultur auf. Einige sind in zweiter und dritter Generation in Deutschland und haben ihre Zwischenstellung manchmal schon für sich geklärt, sind aber doch deutlich von ihrer Vergangenheit geprägt. Dann gibt es diejenigen, die ganz in deutscher Kultur aufgewachsen sind, aber um ihre ausländischen Vorfahren wissen und daraus viel für ihre eigene Identität entnehmen.

Besonders im Gefängnis zeigt sich nun aber auch, dass sich die Frage der Interkulturalität nicht nur auf die Begegnung mit Ausländern beschränkt. Ein Aspekt kultureller Abgrenzung scheint mir die Zugehörigkeit der Jugendlichen zu einer Szene eines bestimmten Stadtteils zu sein. Hier gibt es oftmals kulturelle Prägungen, die nicht mit der Kultur

der anderen Menschen im Stadtteil übereinstimmen. Viele Denk- und Verhaltensweisen von Jugendlichen in Haft sind – ungeachtet ihrer Herkunft – einander sehr ähnlich und erinnern tendenziell an südeuropäische Kulturen.

„Du bist ja anders!“

Der Gesprächskreis hat diesmal das Thema „Meine Religion“. Ich fordere die Jugendlichen auf, uns anderen zu erzählen, mit welcher Religion und Konfession sie aufgewachsen sind und was das für sie bedeutet. Allen fällt es schwer, davon zu erzählen. Mir scheint, dass es einigen Christen zum ersten Mal richtig bewusst wird, welcher Religion sie angehören. Für die Moslems und die Christen aus nicht westeuropäischen Kontexten spielt Religion eine viel größere Rolle, aber auch ihnen fällt es schwer, davon zu erzählen. Einer der Jugendlichen kommt aus Russland und beharrt darauf, dass er evangelisch sei, liebt aber den Rosenkranz und Ikonen. Ein anderer hat einen palästinensischen Vater und eine deutsche Mutter, ist auch evangelisch und betont: „Das muss man doch wissen, zu welcher Religion man gehört. Ich bin evangelisch und würde nie was anderes sein wollen.“ Zwei wissen es nicht und glauben auch nicht recht an Gott. „Zum Gottesdienst komme ich“, sagt einer, „weil ich die Geschichten immer ganz spannend finde. Aber ich glaub’ das nicht so richtig.“ Die beiden Moslems tun sich schwer, von ihren religiösen Erfahrungen zu erzählen. Es scheint fast so, als ob ihre Erlebnisse so ganz anders wären als die der meisten Christen, so dass sie schwer ins Gespräch finden. Doch als es darum geht, ob der Glaube an Gott irgendeine Rolle spielt und ob die Religion eine Bedeutung hat, gibt es neue Koalitionen. Die Ausländer verbünden sich nun mit den Deutschen mit ausländischen Vorfahren und sind sich einig, dass der Glaube an Gott und die Religion von immenser Bedeutung sind. Die anderen Deutschen zucken die Achseln und können damit nicht viel anfangen.

Viele werden sich in diesem Moment erst ihrer Unterschiedlichkeit bewusst. Diese aussprechen zu können, ist ein wichtiger Schritt, um sich selber deutlicher wahrnehmen zu können und vor allem zu lernen, Unterschiede auszuhalten. Immer wieder zeigt sich, wie wenig Abweichungen von ihrer eigenen Lebensweise von den Insassen toleriert werden. In ihren Augen gibt es eine bestimmte Form von Leben und Denken, die sie als „normal“ und damit auch als üblich denken. Diese Haltung wird durch Gespräche wie dieses gestört. Die Insassen nehmen sich nicht mehr primär als Gruppe von Gleichgesinnten wahr, sondern sehen sich in ihrer jeweiligen Andersartigkeit. Vor allem die neuen Koalitionen, die daraus entstehen, lassen in besonderer Weise deutlich werden, wie vielfältig ihre Beziehungen zueinander und ihr gegenseitiges Verstehen und Nichtverstehen sind.

Menschen im Gefängnis neigen verstärkt dazu, in festen Gruppen und Zugehörigkeiten zu denken. Dabei spielen nicht nur die verschiedenen Kulturen und Herkunftsländer, sondern auch die Art der Straftat und die Überlebensstrategie im Gefängnis eine große Rolle. Die verschiedenen kulturellen Hintergründe innerhalb einer „Clique“ aufzuzeigen, heißt auch, ihnen die Relativität der von ihnen überbetonten Gemeinsamkeiten deutlich zu machen.

Meine Rolle dabei kann sehr variieren. Ich versuche vor allem, immer wieder darauf hinzuweisen, dass die verschiedenen Erlebnisse alle gleichermaßen berechtigt sind. Manchmal werde ich zum Experten für bestimmte Fragestellungen gemacht, durchaus auch kulturell übergreifend. Am Ende der Sitzung fragt mich einer der Moslems: „Wie oft vergibt Gott eigentlich?“ Er scheint überzeugt zu sein, dass ich die Antwort weiß, obwohl ich eine andere Religion als seine vertrete. Als ich antworte, dass ich hoffen würde, dass Gott uns so oft vergibt, wie wir ehrlichen Herzens um Vergebung bitten, entwickelt sich eine spannende Diskussion, wann der Punkt erreicht ist, wo Gott auch nicht mehr vergeben kann. Die meisten Jugendlichen teilen die Auffassung, dass Gott unsere Taten aufrechnet und am Ende die Bilanz stimmen muss. Sie erleben meine Einstellung als absurd. In ihrer Lebenswelt haben sie entweder aus kulturellen Gründen oder aufgrund persönlicher Erfahrungen von Strafe gelernt, dass jedes Vergeben eine Grenze haben muss – also auch Gottes Vergebung. Trotzdem hören sie meine Meinung als die eines Experten für Gott.

„Schön, dass Sie anders sind“

Eine Abteilungsleiterin spricht mich an, ob ich mich darum kümmern könnte, dass ein junger Moslem aus Afrika religiöse Betreuung bekommt. Er habe massive Probleme mit seinen ihm zur Last gelegten Straftaten und der angedrohten Abschiebung und habe nun einen Selbstmordversuch begangen. Da ich dies erst kurz vor Nachtdienstbeginn erfahre, kann ich den jungen Mann am gleichen Abend nicht mehr besuchen. Ich telefoniere an diesem Abend schon mal vorsorglich mit einer Kontaktperson aus muslimischen Kreisen, um das Problem zu erläutern, ohne jedoch einen Namen zu nennen. Am nächsten Tag versuchen mehrere Hodschas, mich dringend zu erreichen und den Namen des Insassen zu erfahren, den ich ihnen natürlich ohne dessen Zustimmung nicht preisgeben kann. Nach muslimischer Auffassung ist der Selbstmord eine absolute Todsünde, daher wollen sie dringend etwas tun, um ihn davon abzuhalten.

Als ich dann mit dem jungen Mann spreche, frage ich ihn, ob er mit einem Hodscha sprechen wolle, was er verneint. Mit mir dagegen will er gerne reden. Es stellt sich heraus, dass es für ihn viel leichter ist, mit jemandem zu reden, der aus einer anderen Religion und Kultur kommt

und dadurch nicht die von ihm angenommene Reaktion zeigt. Auf diese Weise können wir in Ruhe über seine Situation sprechen und gemeinsam überlegen, wie sich seine Lage nun darstellt.

Allerdings kommt es in der Folge auch noch zu einer anderen Art von kultureller Grenze, als er mich bittet, ich möge den Behörden doch sagen, dass er nicht abgeschoben werden solle. Ich versuche, ihm deutlich zu machen, dass ich mich nur in solchen Fällen einsetzen kann, wenn es auch nach deutscher Rechtsprechung eine kleine Chance für ihn gibt, und dass auch dann ein Anwalt nötig und effektiver sei. Das kann er mir kaum glauben, weil er davon ausgeht, dass mein Wort bei allen Behörden großes Gewicht haben müsste, weil ich Geistlicher bin. Meine Versicherung, dass das in Deutschland nicht so sei, irritiert für einige Zeit unsere Beziehung.

So hatte er in mir einen Gesprächspartner gefunden, mit dem einerseits mehr möglich war als mit einem Seelsorger seiner eigenen Kultur, weil die Scham- und Schuldgrenze leichter zu überwinden war. Andererseits hatten wir auch Schwierigkeiten, das anfängliche Vertrauen aufrecht zu halten, als ich mich nicht so verhielt, wie er das von einem Geistlichen erwartete.

„Wer anders ist, ist abartig“

Für den Gesprächskreis schlage ich, weil an diesem Tag in Hamburg *Christopher-Street-Day* ist, das Thema Homosexualität vor. Sofort gehen die Emotionen hoch. Sätze wie „Das sind keine Menschen“ und „Wenn ich mit meiner kleinen Schwester unterwegs wäre und da würden sich auf offener Straße zwei Männer küssen, dann schlage ich sie zusammen“ fallen. Die Jugendlichen lassen sich gegenseitig kaum ausreden. Ein einziger Insasse ergreift Partei für die Homosexuellen. Er kommt aus Zentralafrika und hat selber erlebt, wie er durch seine Hautfarbe viele Probleme ertragen musste. Er weiß, wie es ist, Intoleranz aushalten zu müssen. Doch auch seine persönliche Darstellung, bei der er von seinen Erlebnissen erzählt, worin ich ihn nach Kräften unterstütze, ändert nichts an der Heftigkeit der anderen und ihrer fehlenden Bereitschaft, sich auf seine Perspektive auch nur kurzzeitig einzulassen. Homosexualität empfinden sie als abartig und bedrohlich.

Auch hier findet eine interkulturelle Begegnung auf sehr verschiedenen Ebenen statt. Zum einen ist da die Szenekultur der betreffenden Stadtteile, in der Homosexualität als völlig inakzeptabel gilt, weil sie das Männlichkeitsbild ins Wanken bringt, eigene Erfahrungen von sexueller Gewalt aufleben lässt und die eigenen Ängste vor dem Verlust der Kontrolle über die eigenen Bedürfnisse und Lüste vor Augen führt. Diese Kultur begegnet meinem kulturellen Horizont, in dem Toleranz ein besonders hohes Gut ist und niemand aufgrund seiner Eigenschaften diffamiert werden darf. Zusätzlich verkörpere ich für diese Jugendli-

chen eine kirchliche oder religiöse Kultur, zu der aus ihrer Sicht gehört, dass ich über keinen Menschen etwas Böses sagen kann oder darf. Davon leben sie ja selber im Umgang mit mir, was ihnen wohl halb bewusst ist. Einer der Jugendlichen bringt es mit den Worten auf den Punkt: „Sie sind ja Pastor, Sie dürfen gar nicht anders denken.“ Mit mir diskutieren sie nicht direkt, wogegen sie sich mit ihren Mitinsassen heftig auseinander setzen.

Die Kultur der Stadtteilszene scheint mir aus gutem Grund eine besondere Ausprägung zu haben. Hier sind die Ausländer oder Deutschen mit ausländischer Vergangenheit in die Szene und damit in die Kultur weitgehend integriert worden. Auch hier gibt es Auseinandersetzungen um die Herkunft, doch sind die Koalitionen sehr unterschiedlich und nicht immer von der Frage nach dem Heimatland geprägt. So mischen sich hier in ganz besonderer Weise kulturelle Prägungen aus anderen Ländern mit hinein. Da die jungen Leute aus dieser Szene sich selbst als Gegenüber zur Gesellschaft verstehen, bildet sich eine ganz eigene Form von Kultur heraus. Bei den Themen Sexualität und Geschlechterverhältnis scheinen unter anderem Akzente der südeuropäischen und arabischen Kultur spürbar zu sein.

Der zweite kulturelle Unterschied in unserem Gesprächskreis vollzog sich zwischen dem einen schwarzen Jugendlichen und den anderen. Aufgrund seiner Geschichte gehört zu seinem Kulturgut auch das Wissen um die Leiden, die Intoleranz bewirkt. Er schaffte es nur schwer, sich Gehör zu verschaffen, und brauchte sichtlich Kraft, um seine Einstellung durchzuhalten. Im ersten Moment tendierten die anderen dazu, ihn zu diffamieren und als verkappten Homosexuellen zu bezeichnen. Als ich jede Form der Diffamierung oder Beleidigung unterband, gerieten sie noch einmal mehr in Rage. Das übliche Knastmuster war ihnen versperrt, den anderen fertig zu machen, so dass er als verrückt gelten kann. Bis zum Schluss konnten sie es nicht fassen, dass „einer von ihnen“ sich so gegen ihre Kultur und Denkweise stellt.

Für mein Verhalten als Seelsorger stellen sich mehrere Fragen: Ich mache mir bewusst, dass ich hier nicht nur einfach dem persönlichen Problem einzelner Jugendlicher begegne, die ein verzerrtes Bild von Männlichkeit aufgrund einer schwierigen Kindheit mit sich tragen, sondern mir begegnet eine Kultur, die sich auf gemeinsame Traditionen und Werte stützt und eigene Ausprägungen von Sinn stiftendem Gemeinschaftsgefühl mit sich bringt. Das bedeutet, dass ich an dieses Thema nicht individualistisch-problemorientiert herangehe, sondern die Jugendlichen dabei unterstütze, selber ihre Kultur zu verstehen und sich mit anderen kulturellen Ausprägungen konfrontieren zu lassen.

Ähnlich wie bei dem Thema „Homosexualität“ verhält es sich beim Verhältnis der Insassen zu Frauen. Frauen werden sehr traditionell und einseitig als Hausfrauen, Dienerinnen, Huren und Mütter wahrgenommen. Einerseits betrachten sie Frauen häufig als Sexualobjekte, andererseits gibt es die schlimmsten und meist blutigen Schlägereien dann,

wenn jemandes Mutter beleidigt wird. Das alte Bild von der Spannung zwischen Heiliger und Hure ist bei ihnen sehr lebendig. Auch dies ist ein Bild, das sie mit ihrer Stadtteil- bzw. Szenekultur gemeinsam haben. Dabei komme ich in Situationen, in denen ich ethische Entscheidungen für mein eigenes Verhalten treffen muss, wie stark ich Position beziehe. Bei beiden Themen geht es um das Menschenbild, was in besonderer Weise mein Thema als Seelsorger ist. So fühle ich mich verpflichtet, für mein Menschenbild in allen seelsorglichen Begegnungen einzustehen. Dies geschieht schon dadurch, dass ich bestimmte Spielregeln für den Gesprächskreis vorgebe, aber auch dadurch, dass ich versuche, in meinen Reaktionen meine eigenen Gefühle und Einstellungen deutlich zu machen, ohne die andere Seite zu verurteilen. Allerdings muss ich mich selber immer wieder fragen, wo eine Grenze erreicht ist, an der ich mein Gegenüber nur noch mit meinen eigenen Vorstellungen konfrontieren kann, weil seine Einstellung und Art des Umgangs mit anderen oder einem Thema die Grenze meiner ethischen Toleranz überschreitet. Dabei hilft es beiden Seiten, zu spüren, dass es auch um einen kulturellen Dissens geht, in dem nicht nur einfach subjektive moralische Einstellungen aufeinander prallen, sondern ganze kulturell geprägte Lebensentwürfe zur Disposition stehen. Das macht mich als Seelsorger geduldiger und vorsichtiger im Gespräch.

Zusammenfassung

Unter den besonderen, kulturell brisanten Bedingungen im Gefängnis ist für mich eine wichtige Funktion von Seelsorge, den konstruktiven Umgang mit Unterschieden zu unterstützen und selber zu leben. Dabei geht es zuerst darum, Unterschiede überhaupt wahrzunehmen und sie dabei nicht als Bedrohung, sondern als Chance zur Auseinandersetzung zu begreifen. Mein eigenes Anderssein kann dabei auch Vertrauen und Offenheit ermöglichen, die im eigenen Kulturkreis sonst schwerer möglich gewesen wären. Andererseits ist die Begegnung mit anderen Kulturen für mich als Seelsorger in gleicher Weise schwierig und bereichernd wie für die Insassen. So ist die Gefängnisseelsorge für mich eine dauernde Herausforderung, der Kultur der jungen Männer im Gefängnis mit Respekt zu begegnen und doch meine Kultur nicht zu verleugnen. Als Seelsorger habe ich die Chance, andere Erfahrungen zu ermöglichen, da ich anders reagiere und denke, als es die jungen Menschen gewohnt sind, und bin doch immer damit beschäftigt, meine eigenen Grenzen des Verstehens auszuloten und dem Gegenüber auch meine durch meine Kultur geprägten Gefühle und Gedanken anzubieten. Im Blick darauf, dass Menschen im Gefängnis dazu neigen, Unterschiede mit Abwertung zu verbinden, habe ich in meinem seelsorglichen Handeln eine eindeutige ethische Maxime: Meine Tätigkeit soll Toleranz fördern und Offenheit gegenüber Unterschieden unterstützen. Diese

ethische Dimension von Gefängnisseelsorge ermöglicht viele Begegnungen, genaues Hinsehen auf die Eigenarten von verschiedenen Menschen in ihren jeweiligen Kulturen und eine steigende Wahrnehmung von Lebensentwürfen und ihren kulturellen Hintergründen.